

Rudolf Schmitt-Sulzthal

Aus den kanarischen Notizen

Ewigen Frühling verheißen die Reiseprospekte auf den kanarischen Inseln, also auch für den Winter. Auf dem Frankfurter Flughafen goß es in Strömen. Die Düsenmaschine durchstieß in Minuten schnelle die kilometerhohen grauen Regenmauern und wir blickten bald auf die Wolken herab, die nun in friedlichem Weiß unter der Dezembersonne erglänzten. Nach Zwischenlandungen und Umsteigen in Madrid und Las Palmas auf Gran Canaria, tauchte der zweimotorige Kurzstreckenvogel durch ein Nebelmeer zitternd auf den Flugplatz von Teneriffa hinunter. Er liegt bei dem Haupthafen Santa Cruz und führt den klingenden Namen „Los Rodeos“, was „Umwege“ bedeutet. Damit mag der Taxifahrer dem Fremden gegenüber entschuldigt sein, denn jeder Ort auf der Insel ist nur auf sehr krummen Wegen zu erreichen. Welche Krümmungen die Fahrt zu überwinden hatte, ahnten wir bei dem Nebel kaum. Als wir einmal die Strecke bei Tage fuhren, bewunderten wir erst die Leistung des Chauffeurs und verstanden seine Erschöpfung und die Schweißtropfen auf seiner Stirn, als er uns in die Hotelhalle geleitete. Von Mitternacht bis drei Uhr morgens hatte er die 98 Kilometer Kurven ohne Sicht, an Abgründen vorbei, als ein Artist der Blindfahrt, nach El Médano dem fast südlichsten Zipfel des vulkanischen Eilands gemeistert.

Das kleine Fischerdorf auf dem Fremdendorado Teneriffa hatten wir gewählt, da es nur ein einziges Hotel besitzt und folglich kein Massenbetrieb zu erwarten war. Ich muß gleich gestehen, daß ich kein kulturhistorischer Reisender bin. Landschaft, Menschen und Tiere stillen zuerst meinen Erlebnishunger. Selbstverständlich zolle ich der Architektur, Kunstdenkmalern und historischen Stätten genießerische Aufmerksamkeit, aber Gruppenbesichtigungen und Führungen scheue ich, manch komisches menschliches Gebaren hierbei würde mich schmunzelnd von meiner Bewunderung ablenken. Meiner Frau ist es recht und sie entschuldigt uns mit dem Hinweis, daß wir keine Sachsen oder Cook-Touristen sind. Vor kurzem fragte mich ein Teneriffa-Heimkehrer, er könne nicht verstehen, daß wir es in dem Fischernest El Médano (zu deutsch: die Düne) sechs Wochen lang ausgehalten haben. Sein 14 Tage-Do-mizil war Puerto de la Cruz gewesen, ein Küstenort, den schon eine Reihe von Hotelpalästen mit allem Unterhaltungs-Drum und Dran nicht auszeichnet. Nun, Tagesabstecher nach den Fremdenzentren bestätigten den Instinkt, dem wir unsere Wahl verdankten. Als Binnenländer fasziniert mich zwar ein richtiger Hafen mit internationalem Schiffsverkehr, wie er in Santa Cruz zu erleben ist, und wir genossen ihn auch noch für eine Woche in Las Palmas auf Gran Canaria. Zu unserem schadenfrohen Vergnügen erfuhren wir, daß diese beiden Häfen seit der Sperrung des Suez-Kanals einen ungeahnten Aufschwung erfahren durften. Als Spötter begrüßte ich es, daß eine maritime Politik auch ein Schlag ins Wasser sein kann. In Médano bescheideten wir uns als echte Insulaner mit den paar Fischerkähnen und dem Anblick kleiner Dampfer, die gelegentlich in der Ferne vorbeitriffteten. Und wir hatten die Brandung

des atlantischen Ozeans unverfälscht im Ohr, während sie in den mondänen Küstenstädten mit Jazz und „Folklore“-Singsang zu wetteifern hatte.

Wir hatten gut lachen über die Omnibusfrachten, die täglich zu kurzem Besuch auf unserer Düne ausgeladen wurden. Die erste Tätigkeit, bevor sie ihre Lunchpakete auspackten, auf die schon die herren- und frauchenlosen Hunde Médanos sehnüchtig warteten, war, rasch in den Umkleidekabinen des kleinen Strandrestaurants umzusteigen in Bikini und Badehose und sich mit Jubelgeschrei in unsere Atlantikwogen zu werfen. Drüben auf der Nordseite, von der sie herkamen, gab es nur Swimming-Pools, von Felsen gerahmt, und wenig Sonne. Bei uns jedoch kilometerlangen Sandstrand, seichtes Wasser, Luft- und Sonnenwärme. Mitleidig und mitfühlend gönnten wir ihnen die Badefreuden im Freien mitten im Winter, aus denen sie wieder zurück mußten zu ihren vielstöckigen Feudalherbergen, den aufdringlichen Ladenstraßen und den Nachtklubs.

Ewiger Frühling? – Auf Teneriffa gibt es die vier Jahreszeiten zugleich. In Médano, so behaupten wir, war es nahezu sommerlich. Fährt man in die höheren Regionen des gewaltigen Lavamassivs, aus dem die Insel zum großen Teil besteht, den schneedeckten Teide hinauf (3700 Meter), so knirschen die Reifen und die Hände erstarren beim Fotografieren. Frühling und Herbst teilen sich im Norden in die Herrschaft. Herbstlichen Eindruck vermitteln abgestorbene Büsche und dürre Bäume, dazu die Ernter als da sind Bananen-, Orangen und Zitronenpflücker. Und daneben grünt und knospet es im Hauch des Frühlings. Hell- und tiefrote Christsterne nicken pompös von Sträuchern, an die zwei Meter hoch, bei uns hegen wir sie als Topfpflanzen. Blühende Kakteen, oft haushoch, riesige lichtgrüne Lorbeerhaine (ihr Holz ist hart wie Teak), Blütenfülle an Schluchten – die bloße Aufzählung der kanarischen Flora würde viele Seiten erfordern – stolz ist Teneriffa auf seine zwei mehrtausendjährige Drachenbäume, die zu den ältesten Bäumen der Welt zählen.

Immer wieder überraschend ist der Wechsel des Landschaftsbildes. Im Süden afrikanischer Wüstencharakter (man pflügt sogar noch mit Dromedaren), vegetationslose skurrile Felsengebilde wie auf einer Mondlandschaft neben ungeheueren Kratern, dann plötzlich gen Norden gerät man in eine Waschküche an Nebel, herrliche weithin sich spannende Regenbogen leuchten auf und wie hergezaubert taucht das satte Grün der Bananenplantagen auf, von durchbrochenen Steinmauern hell gefaßt, die gegen den Wind schützen.

Die Kanarier glauben, bei ihnen gäbe es alle Blumen der Welt. Auffallend gegenüber der unermesslichen Vielfalt der Pflanzen ist die Armut an Tierarten. Kein Affe tummelt sich in den Bananengehegen, obwohl Afrika nicht weit ist. Die kleinen Bergkaninchen brauchen keine Angst vor Füchsen zu haben. Trotz schmackhaften Fischbestands meiden die Haie die kanarischen Gewässer. Der Wanderer braucht nicht zu befürchten, daß er auf eine Schlange tritt. Im Landinnern gibt es keinen Vogelruf. Nur an den Häusern zwitschern in Käfigen die gelben Kanari, die erst spät eingeführt wurden. Nach Plinius scheinen die ältesten Tiereinwohner Hunde gewesen zu sein und nach ihnen sind die Inseln benannt (von canis, Hund). Ihre Nachfahren – für uns eine willkommene Gesellschaft – sind nur zum Teil Haustiere geworden. Ein spanischer Kellner bezeichnete sie als Vagabunden. Unter denen, die mit uns den Tag am schwarzen Strand verbrachten, gewöhnte sich ein winziges Gebilde an uns aus Weiß, Schwarz und Braun gestrickt, mit ulkigem Profil und

Ringelschwanz. Klein-Moritz hatten ihn andere Gäste getauft und wir behielten den Namen bei, obwohl es ein Weibchen war. Bald hatte es sich zum Schoßhündchen emporbefreundet. Von den vier Gängen, die uns mittags und abends im Hotel aufgetragen wurden, erhielt es mindestens anderthalbe. Der Liliputvagabund gehörte niemand, aber wir gehörten ihm sechs Wochen lang. Zugerne hätten wir ihn entführt. Abgesehen von den Schwierigkeiten und Formalitäten, zumal im Luftverkehr, erschien es uns als Rohheit, den Insulaner seinem paradiesischen Leben zu entreißen und ihm dafür unsere winterlich unwirtliche Heimat vorzusetzen – eine Rohheit, die wir uns nach einem gerührten Abschied von ihm selber antun mußten. Wie beneideten wir unseren kleinen Urlaubsgefährten, als uns Sonnenverwöhnte in Frankfurt beim Aussteigen ein Schneesturm eiskalt begrüßte.